

Alban Nikolai Herbst

über Helmut Krausser: **Die wilden Hunde von Pompeii.**

Eine Geschichte, 270 S., geb., Rowohlt 2004, EUR 17,90

Schon, daß die Metamorphosen – zu Recht – dieser Geschichte das Motto stellen, macht mich ihr mehr als geneigt. Aber es kommen auch Vulkane drin vor. Wo diese eine Rolle spielen, ist von *Tiefe* die Rede, auch wenn sie sich in eine Art Märchen kleidet. Von Tiefe und von Letzten, Unbedingten Dingen. So tänzerisch auch immer sie formuliert sind.

Normalerweise hätte kein lebendes Tier je von den Geisterhunden erfahren. Zwar existierten sie in den Köpfen der höherentwickelten Tiere Pompeiis, aber fast ausschließlich als Redensart, Ammemärchen oder Drohinstrument für widerspenstigen Nachwuchs. Nur der alte Plin schien an sie mehr oder weniger zu glauben. (...) Nahe am Jenseits glaubt man an Jenseits oder arrangiert sich damit.

Erzählt wird die Geschichte des Hundes *Kaffeekanne*. Wie er zu diesem Namen kommt und was tatsächlich hinter ihm steckt, verrate ich selbstverständlich hier nicht; es hat zuviel Witz, als daß ein Kritikerschreiber dem die Pointe nehmen dürfte. Kaffeekanne also. Als Welpen wird das Tier über den Zaun aufs Gelände Pompeiis geworfen, das vornehmlich Neapolitanern zum Abladeplatz für lästig gewordene, vierbeinige Hausgenossen dient. Dort gerät der Hund, Ich-Erzähler des Buches, ziemlich schnell zwischen die Fronten einigermaßen braver, bzw. pfiffiger Bettelhunde sowie einer deutlich faschistoiden Meute. Was den... ja, das ist es: *Roman* bisweilen zu einer politischen Parabel macht. Bisweilen, nicht dauernd. Überhaupt changiert die Geschichte zwischen - dem Genre angemessen gesagt - Sozialstudie, politischer Meditation und mythischer, wo nicht sogar mystischer Legende. Das ist ausgesprochen reizvoll und hat obendrein den Vorteil, daß er sich gleichermaßen erwachsen lesen wie auch Kindern vorlesen läßt. Interessanterweise funktionieren *Die wilden Hunde von Pompeii* selbst bei meinem viereinhalbjährigen Sohn, der prompt seinen Kuschel-Stoffhund in Kaffeekanne umbenannte und allabendlich zehn bis fünfzehn Seiten zuhört. Denn zum Zwecke der Identifikation findet sich einiges in der Geschichte, das an *Das Dschungelbuch* gemahnt, allerdings

in der Disney-, nicht in der ursprünglichen Kipling-Version. Will sagen, Krausser vermenschlicht seine Tiere, anders als eben Kipling oder auch Sven Fleuron in dessen erstaunlichem, leider vergessenen Tyss und Tuff, der Geschichte zweier Kreuzottern. Da aber Krausser auf einen mythischen Untergrund abstellt, werden die Tiere zugleich in die nötige Distanz gerückt (was bei Disney völlig fehlt) und behalten da durch ihre... ja: Autonomie. Es ist möglicherweise genau diese poetisch ambivalente Bewegung, die schließlich nicht nur die Hereinnahme einer „Cerbera“ glaubhaft – und übrigens hoch komisch – macht, sondern den Leserkreis, der an dem Buch Gefallen finden kann, derart weitet. Der Witz der Liebesgeschichte zweier Tropfsteine etwa erschließt sich ganz sicher keinem Kind, zumal nicht mit der beigefügten sogenannten „Pfotennot“. Aber das ist auch nicht nötig. Denn man darf, was erzählt wird, zugleich allegorisch wie wörtlich nehmen.

Das Genre selbst mag nun bei ausgerechnet Helmut Krausser verwundern, doch wer genau liest, bekommt sehr schnell mit: Die Themen und Perspektiven unterscheiden sich gar so sehr von den anderen Büchern dieses Autors nicht. Allenfalls überrascht seine Liebe zu Hunden, ich hätte ihm vorurteilsvoll die Katze zugeordnet... die hier, gewissermaßen symbolisch, in füchsischer Verkleidung sozusagen *verschoben* erscheint. Interpretatorisch hilft, wenn man weiß, daß Füchse mythisch als Todesboten fungieren, und um den Tod dreht sich dieses Buch ja letztlich: den, der in der ausgegrabenen Stadt Pompeii auf Schritt und Tritt zugegeben ist. Da ist es beinahe tröstlich, wenn Krausser schon ganz zu Anfang eben seinen Ovid zitiert:

*- doch in der Weite des Kosmos, glaubt mir,
geht nichts je verloren*

Trost bedeutet nun freilich nicht, etwas sei erträglicher, als es scheint, gar ins Versöhnliche, zumal leicht, zu verrücken. Er stellt vielmehr Unheil, Glück und Schicksal in einen anderen, fremden, nicht-individuellen Zusammenhang. Deshalb ist dieser kabinetstückhafte Roman durchaus nicht weich. Im Gegenteil: Die Fabel erlaubt, ohne verschmierende Sentimentalität sehr genau hinzublicken. „Warum hast du unseren Kampf beendet? Und den Welpen getötet?“ fragt Kaffeekanne einmal. Und bekommt folgende Antwort: „Der Welpen hatte keine Überlebenschance. Ist nun einmal so. (...) Traurig, aber – seid ihr erst älter, werdet ihr begreifen, daß man um

dergleichen nicht immer herumkommt.“ Oder die folgende Beschreibung Unterirds, eines zugleich konkreten Ortes in den Wurzeln des Vesuvs, wie eines raumlos mystischen, der den alten Hades abgelöst hat: „Wir kamen in eine riesige leere Stadt, der von Pompeii ein wenig ähnlich, nur kälter: leblos und grau, mit finsternen Fenstern, die den Charme von Zahnlücken ausstrahlten.“ Oder Fledermäuse verbinden sich zu einem monströsen Geschöpf, das einem fremden Willen gehorcht, ja dieser fremde Wille ist, als wäre Cerberus, der Gemahl jener in Unterird melancholisch gewordenen Cerbera, zum Leib in ihre Leiber gefahren.

Plötzlich war da etwas Großes, Schwarzes über uns, von über einem Meter Durchmesser, es flatterte und pulsierte, war aus dem Nichts gekommen, war über uns – wie soll ich sagen – entstanden, ähnelte einem quadratmetergroßen, an vier Ecken gespannten Stück Leder, in dessen Innenfläche es quallte und wuselte, knöchelte und aderte, - Wörter, die es nicht gib, um etwas zu beschreiben, was es besser nicht geben sollte.

Beinahe ständig geht es in dem Buch um einen Überlebenskampf, auch das rückt die liebevoll menschlich gezeichneten Tiere von einem stetig fort. Sie erfüllen, in durchaus antikem Verständnis, Schicksale. Hieraus erwächst der Geschichte ihre Kraft zur Parabel, deren Fügungen Krausser an keiner Stelle verklärt... nun, vielleicht doch, aber nur ein bißchen und allenfalls dort, wo gestorben schon wurde. Wo es also nicht mehr so darauf ankommt. Da findet sich dann sogar eine Levitation, die eine nahezu niebelschützische Himmelfahrt ist und sich übrigens eng an Kaffeekannes Namen knüpft. Auch darüber hier nichts weiteres; man ist ja keine Petze. Aber daß Füchsin und Schäferhund sich utopisch verschmelzen, das darf ich verraten. Und: Daß der Schlange ein poetisches, achtungsvolles Recht widerfährt. Vermittels – Vorsicht, ihr korrekt politisch Bewegten! – Drogen.